



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Münchner Briefe. II.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Münchener Briefe.

II.

Treten wir einmal in das Innere des bayrischen Landtagsgebäudes ein. Durch das Hauptthor gelangen wir in einen nicht allzugroßen Hof, in dem ein reich galonnirter Portier — die blauweiße Livree spielt noch eine Rolle im Haus in der Prannerergasse — vor der Thür zur Aufgangstreppe steht, der mit seinem Stock jedesmal, wenn ein Abgeordneter hinansteigt, auf eine Art Schallbret stößt, so daß männiglich weiß, daß kein gewöhnlich Menschenkind in diesem vielleicht nicht allzu eleganten Ueberzieher und unter diesem etwas abgegriffenen Cylinder steckt. Oben theilen sich die Bogen, rechts gelangt man in die der rechten Seite des Hauses vorliegenden Zimmer, durch welche gewöhnlich auch die Minister eintreten, links geht man durch den Entresol und das Buffet- und Lesezimmer zu den Sitzen der Linken. Man sieht also die schroffe Scheidung, welche den dermaligen Landtag durchschneidet, gleich äußerlich ausgeprägt. Sogar die Ueberzieher hängen klerikal und liberal geschieden. Im Jahr 1870, als man sich noch feindseliger gegenüberstand, war die gegenseitige Unnahbarkeit der beiden Parteien so arg, daß man sich sogar im Lesezimmer mied, daß, fiel's einem von der Linken ein, ein Zeitungsblatt aus der Hand eines Schwarzen zu nehmen, man sofort in den Verdacht der Felonie gerathen konnte. Das ist viel besser geworden. Der innere Zwiespalt ist vielleicht noch verstärkt, aber einen modus vivendi hat man doch gefunden und der ist doch bei Leuten nöthig, die sich tagtäglich im engsten Raume nun schon fünf Jahre lang begegnen. Schleifen sich die härtesten Kiesel an der Brandung ab, warum sollte nicht Herr Bölk auch einmal einen friedlichen guten Morgen seinem streitbaren Widerpart Herrn Jörg entgegenbringen dürfen?

Es ist 10 Uhr, die Glocke ertönt, die Abgeordneten betreten den Saal. Dieser bildet ein ziemlich großes Rechteck, dessen eine Schmalseite eine Nische hat, in welcher das Bild des Königs Max Joseph I., des Gebers der Verfassung, hängt; vor derselben befindet sich das Bureau, etwas niedriger gestellt, vor diesem direkt die Rednerbühne. Doch wird diese gewöhnlich nur von den Referenten bestiegen, die meisten Redner sprechen vom Platze. Rechts des Präsidentenstuhles ist der grüne Tisch der Minister, fast zu klein für die Excellenzen, wenn sie vollzählig erscheinen. Die Sitze der Abgeordneten erheben sich staffelförmig zu beiden Seiten des Saales, sehr einfache grün überzogene Bänke, vor denen bewegliche Pulte angebracht sind. In der Mitte des Raumes stehen noch ein halb Duzend kleinere Tischchen für diejenigen Herren, welche weder zur Rechten noch zur Linken einen Platz gefunden haben.

Man könnte für den ersten Augenblick meinen, dieselben bildeten ein Centrum, eine Mittelpartei, aber in der gegenwärtigen Kammer giebt es bekanntlich keine solche; man kennt nur das alte Feldgeschrei: „hier Welf, hier Waiblingen!“ Im Gegentheil: hinter jenen Tischen haben sehr entschiedene Mitglieder der Fortschrittspartei Platz genommen, da sitzt z. B. der Abgeordnete für Nürnberg, der diese Stadt auch im Reichstage vertritt, der Advokat Frankfurter, ein kleines, lebhaftes bewegliches Männchen, im gesellschaftlichen Umgange einer der liebenswürdigsten Menschen, aber in der Kammer einer der klarsten, schneidigsten Redner, der, ohne allzu schroff zu sein, seinem Nachbar zur Linken schon manche schlimme Wunde beigebracht hat. Neben ihm steht eine wahre Riesengestalt, der Staatsanwalt Wulfert, wohl der schönste Mann des Hauses, der sich seine juristischen Lorbeeren im Chorinskyprozeß geholt und auch hier zu den gewandtesten Sprechern zählt, obwohl er manchmal ein wenig gar zu trocken, gar zu staatsanwaltschaftlich spricht. Auch Professor Marquardsen von Erlangen hat an einem dieser Tischen seinen Platz, obwohl man ihn selten dort sieht, denn er gehört zu den „Beweglichen“ der Kammer, die bald da, bald dort sind, hier mit dem Ministertisch, dort mit einem Abgeordneten zu conferiren haben, selten mit einer längeren Rede, aber desto öfter mit einer kurzen Bemerkung in die Debatte eingreifen oder ihr zur Hülfe kommen und so auch äußerlich ihre prononcirte Stellung unter den Mitgliedern ihrer Partei bekunden. Herr Marquardsen ist dermalen, seit Marquard Barth seinen Sitz in der bairischen Kammer mit dem Fauteuil im Reichshandelsgericht vertauscht hat, der Führer der Liberalen der Präsident ihres Klubbs, der Vermittler auch, wo einmal gegenseitige Fühlung stattfinden muß, mit der rechten Seite des Hauses, welche in ähnlicher Weise von dem Advocaten Freytag vertreten wird.

Früher waren alle diese Würden auf dem Haupte des Freiherrn Schenk von Stauffenberg vereint. Seitdem dieser aber den Präsidentenstuhl bestiegen, muß natürlich von ihm noch mehr als vom „Dichter“ das auf letztern gemünzte Freiligrath'sche Wort gelten

„er steht auf einer höhern Warte,
als auf den Binnen der Partei,“

d. h. er konnte nicht mehr Vorstand und Leiter der liberalen Fraktion sein und diese hat vielleicht eines der schwersten Opfer gebracht, die man ihr nur ansinnen konnte, indem sie diese eminente organisatorische und zusammenhaltende Kraft sich dem engern Kreis entziehen ließ. Aber das Ganze tauschte mit ihr zu viel des Guten und Förderlichen ein, als daß nicht alles hätte aufgebieten werden sollen, sie an die Stelle zu bringen, an welcher sie nun wirkt und so trefflich schon sich bewährt hat. Die parlamentarische Geschichte der deutschen Staaten wird wohl nur wenige Männer aufweisen, die sich gleich

vom ersten Augenblick an mit solchem Glück und Erfolg, weil mit so seltener Befähigung für alles, was dazu gehört, im öffentlichen Leben zurecht gefunden haben. Wenn es nicht trivial lautete, könnte man sagen: Stauffenberg sprang gleich mit beiden Füßen in die Kammer hinein. Alles war bei dem Manne gleich aus Einem Guß: die Schärfe des Denkens, die Logik und der Glanz der Rede und vor allem die eminente Arbeitskraft. Ganz Cavalier in seiner äußern Erscheinung, ist er doch der Volksmann, wie er sein soll, freundlich, zugänglich für jedermann, gefeiert und geliebt von seinen Parteifreunden, geachtet auch von den erbittertsten politischen Gegnern. Was Stauffenberg als Referent über die Reorganisation des bairischen Heerwesens und dadurch implicite zu den Erfolgen der deutschen Armee im Kriege gegen Frankreich beigetragen hat, wird ihm sein engeres und weiteres Vaterland nie vergessen. So lange der dormalige Präsident der Kammer nur noch ein einfaches Mitglied derselben war, war es interessant, ihn — er hatte seinen Platz auch an jenen oben genannten Mitteltischen — zu beobachten. Gewöhnlich war er von einem Haufen von Büchern, Broschüren, Zeitungen u. dergl. umschant. Sein Wissenstrieb, sein rastloses Streben, alles sich anzueignen, ließ ihm auch mitten in den Verhandlungen keine Ruhe, er hatte nicht nur „parlamentarisches“ Druckwerk um sich, sondern auch historische, philosophische, selbst belletristische Bücher, französische, englische, deutsche, man glaubte ihn ganz in die Lektüre versunken, an der vielleicht weniger anregend sich hinschleppenden Debatte nicht Antheil nehmend, da auf einmal verlangte er das Wort, und siehe, er hatte alles verfolgt, auf das Einzelnste Acht gehabt, keine Einrede, kein Moment war ihm entgangen, er war wieder, wie immer, der erschöpfendste aller Redner. Stauffenberg ist aber auch der schnellste aller Redner, die Stenographen hatten immer einigen Schrecken vor ihm. Seitdem er Präsident ist, hat er sich nur selten in die Debatte gemischt, dafür aber hat er ihre Leitung in so fester sicherer Hand, daß es eine wahre Freude ist, einer Sitzung anzuwohnen, während das unter dem ersten Präsidenten der dormaligen Kammer, dem damaligen Ministerialrath Weiß, dem Schooßkind der klerikal-patriotischen Partei, manchmal ins Gegentheil umschlug.

Man erinnert sich vielleicht noch, wie, als der im Frühjahr 1869 gewählte Landtag im September jenes Jahres zusammentrat, das Stimmenverhältniß der beiden großen Parteien so gleich war, daß die Präsidentenwahl, die zwischen dem genannten Dr. Weiß und dem Würzburger Professor Edel streitig war, trotz wiederholter Scrutinien nicht zu Stande kommen konnte, indem immer 77 gegen 77 standen. Die Kammer wurde darum aufgelöst und als sie im Januar 1870 wieder zusammentrat, hatten die Ultramontanen die Majorität und besetzten nun das ganze Bureau, die parlamentarischen Gewohnheiten einer so starken Minorität gegenüber ganz mißachtend, ausschließlich mit Leuten

ihrer Farbe; nur in den verschiedenen Ausschüssen wurden, da man doch auch Leute zum Arbeiten haben mußte und die Herren, welche sich die totale Umgestaltung des bayerischen Staatswesens vorgenommen hatten, sich dazu nicht so ganz geschickt fanden, die paar Liberalen, wie man damals sagte, „pardonirt.“ Es waren schöne Zeiten für die „patriotische“ Partei damals, aussichtreiche, hoffnungsfrohe. Auf das Programm: Die Selbstständigkeit Bayerns im vollsten Umfang aufrecht, die katholische Religion in ihm herrschend zu erhalten, mit Händen und Füßen gegen eine Einigung Deutschlands sich zu wehren, vor allem dem „Räuber“ von 1866, dem verhassten Preußen, möglichst viel Schabernack anzuthun, waren die „Patrioten“ gewählt worden und, keck das Haupt emportragend, gen München gezogen, um dort die große Reform nach rückwärts zu beginnen; jene famose Adresse, die allen nationalen Gedanken verhöhnste, die im Reichsrath zu vertreten der Präsident des protestantischen Oberconsistoriums, Herr von Harleß, sich nicht entblödete, wurde an den König erlassen; an Preußen wenigstens in den Kammerreden der nieder- und oberbayerischen Kampfshähne der Krieg erklärt; der Passauer Professor Greil stellte den ganzen bisherigen Staatshaushalt auf den Kopf und entwarf das Ausweisungsdecret gegen alle nicht in blauweißer Würze gelegene Lehrer an hohen und niedern Schulen; der „Demokrat“ Kolb that seinen neu-erworbenen Bundesbrüdern von der rechten Seite des Hauses den Gefallen, gegen die kaum erst ins Leben getretene neue Wehrverfassung ins Feld zu ziehen und seinen abgetriebenen Milizgaul zu reiten; Fürst Hohenlohe, der den Schwarzen verhasste Minister nahm seinen Abschied, seine Collegen hielten zwar etwas zäher an ihren Fauteuils, aber auch sie mußten endlich mürbe werden, schon konnten die Herren v. Frankenstein, Jörg, Greil und Genossen, daran denken, ihre Erbschaft anzutreten und das wahre Heil Bayerns zu bringen: — da kam der 19. Juli 1870, und mit ihm in Berlin die Kriegserklärung Frankreichs und hier in München jene ewig denkwürdige Nachsitzung der Kammer, in welcher die „Patrioten“ schmähliche Neutralität Bayerns verlangten, etlichen unter ihnen aber doch die Schamröthe ins Gesicht stieg, so daß die Liberalen nicht allein standen, als unter der athemlosen Spannung des bis in den letzten Winkel gefüllten Hauses, die „Ja“ und „Nein“ stelen, und der Eintritt Bayerns in den großen Kampf „deutscher Nation“ entschieden wurde. Unvergeßlich wird mir jene Nacht bleiben. Unten im Hofe und auf der Straße vor dem Hause eine dicht zusammenstehende Menge, unruhig, gährend, nur des Zünders harrend, der den Brand, wenn die Entscheidung der Kammer antinational ausfallen sollte, aufflammen lassen würde; im Sitzungsaal Erregung auf allen Gesichtern, auf der Tribüne Jörg, um mit aller ihm zu Gebote stehenden Sophistik die Abstimmung zu Gunsten der Partikularisten zu lenken, draußen im Lesezimmer der preußische Gesandte

mit der Botschaft, daß in diesem Augenblicke schon deutsches Gebiet verletzt worden, der Minister Graf Bray diese Nachricht im Saale wiedergebend, und dann endlich jene Abstimmung, deren wir schon gedacht. Heller Jubel brach in den Reihen der Liberalen aus, der sich sofort von Straße zu Straße fortsetzte; unter dem Schutze der erstern mußten die politischen Gegner das Haus verlassen, grollend sich in ihren Clubb zurückziehend, während das Volk vor dem Schloß sich zusammenschaarte, um dem „deutschen“ König eine Ovation zu bringen.

Von da an hatten die Klerikalen Unglück. Im Januar des folgenden Jahres mußten sie der vollendeten Thatsache des deutschen Reiches gegenüber stehen und die alte Reichskrone auf dem Haupte eines protestantischen Kaisers sehen, mußten sie abermals ihre Ohnmacht eingestehen, als die Zustimmung zu den Versailler Verträgen und damit der Eintritt Bayerns in das Reich in der Kammer beschlossen wurde. Es war der 21. Januar 1871, der dies nefastus, an dem die ultramontanen Blätter seitdem mit schwarzem Rand erschienen sind. Nun warfen sich die Klerikalen mit voller Wucht auf das kirchliche Gebiet: da mußten sie doch noch einig zusammenstehen, am alten „Programm“ festhalten. Wieder ein Jahr später kam die sogenannte Augsburg-Bischofsbeschwerde vor den Landtag: sie mußte die Stellung Bayerns zum kirchenpolitischen Streit der Gegenwart entscheiden: drei Tage lang wurde heftig hin und her gestritten: die Rechte glaubte den Sieg in den Händen zu haben, da wankte auf einmal ihre festgeschlossene Phalanx: sechs wackere Männer hatten wiederum auch hier das Herz auf dem rechten Fleck und stimmten mit den Liberalen, um fortan dafür der Gegenstand bittersten Hasses seitens ihrer früheren Genossen zu sein und mit allen lästerlichen Namen, mit denen jemals der „Abfall“ belegt worden, belastet zu werden. Noch einmal versuchte es Jörg und seine Partei im vorigen Sommer gelegentlich der Budgetberathung dem Cultusminister ein Mißtrauensvotum zu geben, aber die frühere Sicherheit und Schlaueit hatte ihn verlassen, er fing die Sache so unpraktisch an, wie vor Kurzem seinen Angriff auf Bismarck im Reichstag; aus der Mitte der eigenen Fraktion war Herr von Luz von allem in Kenntniß gesetzt worden; die so geheimnißvoll vorbereitete Attaque fand diesen vorbereitet und endete für ihn mit einem Sieg, statt einer Niederlage. Seitdem scheint den Klerikalen der Muth gesunken; nach ihrem Auftreten im Reichstag hätte man meinen sollen, sie seien mit neuen Hoffnungen nach München zurückgekommen, hätten ihre Waffen neu gestählt und geschärft — aber es scheint die Deroute in ihren eigenen Reihen immer größer zu werden, ihre Hauptorgane liegen einander in den Haaren, jeden Augenblick wechselt die Führerschaft ihre Fraktion, sie sehnen das Ende dieses Landtags herbei, um dann die volle Wahlagitation

beginnen zu können, von der sie hoffen, daß es dahin kommt, daß die „Halben“ und „Unentschiedenen“, die „Abgefallenen“ und „Verräther“ nicht mehr gewählt, sondern nur ganz verlässige, bis zur Fußsohle schwarze Männer in die Kammern geschickt werden und das heißersehnte „ultramontane“ Ministerium aus Ruder kommt. Ob diese Hoffnungen und Wünsche in Erfüllung gehen oder ob der seither sie verfolgende Unstern auch über den Wahlerfolgen der Klerikalen leuchtet, wird die nächste Zukunft lehren. Wir unsererseits glauben an eine aus ihrer Mitte hervorgehende Kammermehrheit und demgemäß auch an ein anderes Ministerium — daß dieses aber alles, was Bayern seit fünf Jahren errungen, wieder lockert und auf den Kopf stellt, glauben wir nicht, weil das einfach unmöglich, weil eben Bayern auch mit dem widerwilligsten Ministerium einmal ein Glied des deutschen Reiches ist und bleibt. Wir nehmen vielleicht Gelegenheit, darüber uns in einem folgenden Briefe des Nähern auszusprechen; jetzt kehren wir zu unserm Anfang, die bayrische Kammer etwas zu silhouettiren, noch ein wenig zurück.

Wir haben das Bild des ersten Präsidenten schon flüchtig gezeichnet. Die Wahl Stauffenberg's zu dieser Stelle im November 1873 verdankte die Linke dem Anschluß jener Männer, die, wie wir oben bemerkt, bei Verwerfung der Beschwerde des Bischofs von Augsburg ihrer bessern Ueberzeugung gefolgt waren. Man bot der Rechten die nach ihrer Zahl ihr zukommende Vertretung im Bureau an, allein sie wies das brüsk ab und so mußte sie den neuen Schmerz erleben, abermals einen ihrer schärfsten Gegner, den frühern Handelsminister von Schlör, zum Vicepräsidenten ernannt zu sehen. Herr von Schlör hat einen fast ans Slavische streifenden Typus, über dem schwarzen Schnurrbart leuchten ein paar scharfblickende Augen, er ist Meister der Rede, im Verständniß technischer, namentlich Eisenbahnfragen, kommt ihm in der ganzen Kammer Keiner gleich und sogar seine Nachfolger in der obersten Leitung der Verkehrsanstalten, der Minister von Pfretschner und der Generaldirektor Hocheder, haben seinen Bemängelungen und Kritiken gegenüber manchmal einen schweren Stand. In der letzten Session hat Schlör namentlich durch seinen Antrag auf Erwerbung der bayrischen Ostbahnen durch den Staat sich hervorgethan, welcher Antrag damals aber, als noch nicht völlig reif, von den Kammern abgelehnt wurde, während er jetzt schon praktischen Erfolg errungen hat, indem inzwischen der Kaufsvertrag zwischen Staat und Ostbahn abgeschlossen worden ist und demnächst auch die Genehmigung des Landtags erhalten wird.

Schriftführer zählt die bayrische Kammer vier. Als deren erster fungirt Herr Eder, der Einzige, der von dem frühern ultramontanen Bureau in das neue übergetreten ist und durch diesen Schritt schon das Taseltuch zwischen

sich und seiner Partei zerschnitten hatte. Noch gründlicher aber that er dies, als er seit jenem Mißtrauensvotum Jörg's gegen Herrn v. Luz sich feierlich trennte und unter dem Beifall der Kammer an seinen über den Sonder- und Parteiinteressen stehenden Eid appellirte. In praktischer Beziehung konnte das Haus keinen bessern Secretair finden, als Herr Eder ist; klarere, gründlichere Protokolle können wohl von Wenigen gefertigt werden. Ihm zur Seite stehen die Herren Louis, ein Pfälzer, der schon oben genannte Abgeordnete Wulfert und Dürrschmidt, der sich — er ist Appellrath und gründlich gebildeter Jurist — jüngst durch eine sehr interessante Schrift über „Klöster und Klosterwesen in Bayern“ verdient gemacht hat.

Vom „Bureau“ wenden wir uns zum Ministertisch. Bayerns Ministerien haben nicht mehr die Vollbedeutung, die ihnen in früheren Zeiten zukam. Was hat z. B. ein bayrischer Minister des Aeußern viel zu thun? Welchen Einfluß auf die Diplomatie, auf die „Beziehungen zu den fremden Mächten“ oder wie es sonst noch in der „auswärtigen“ Sprache heißt, steht ihm noch zu? So war's auch keine zu schwere Aufgabe, als Herr von Pfreckschner, der damalige Ministerpräsident, das Finanzportefeuille aus der Hand gab und dafür das des „Aeußern“ übernahm. Seine Rednergabe, seine weltförmige Gewandtheit und hofmännische Feinheit kommt ihm bei letzterem jedenfalls so gut zu statten wie bei ersterem, wo es ihm manchmal gelang, bei einzelnen Finanzpositionen so lang und so viel zu reden, daß den Zuhörern über das, was um die Sache herum geredet wurde, die rechte Aufmerksamkeit auf diese selbst abhanden kam und dem Minister ein Erfolg wurde, der ihm außerdem nicht geworden wäre. Herr von Pfreckschner hat stets ein verbindliches Lächeln, auch für den enragirtesten Gegner, auf den Lippen, und ist auch in der äußern Erscheinung, wie in seiner Toilette der „patenteste“ unter seinen Collegen. Viel einfacher und schlichter tritt unter diesen der von der Justiz, Dr. von Fäustle auf, eine echte, derbe, bayrische Erscheinung, der man aber die Energie und dabei doch wieder eine große Gemüthlichkeit auf dem Gesichte liest. Herr von Fäustle hat sehr liberale Gesinnungen aus seiner äußerst rasch zu der höchsten Spitze hinauflaufenden juristischen Carrière ins Ministerium gebracht und sich dieselben auch in diesem erhalten, wie er auch über einen reichen Schatz von Wissen und Kenntnissen gebietet und dieselben jederzeit schlagend zu verwerthen weiß. Der neben ihm sitzende Minister des Innern, von Pfeuffer, erinnert schon in seinem strammen Aeußern etwas an seine frühere Stellung, als er Polizeidirektor von München war, noch mehr thut er dies aber manchmal in seinen Reden, die oft einen herben bureaukratischen Beigeschmack haben. Ganz gentlemantike erscheint auf den ersten Blick Freiherr von Prankh, der Leiter des bayrischen Heerwesens; ihm merkt man's am ersten an, daß ihn kein selbstüchtiger Gedanke leiten kann,

daß er am wenigsten auf die Ehre eines Ministerfauteuils aus ist. Prankh's Verdienste um die Reorganisation der bayerischen Armee sind groß; die unglaubliche Veränderung, die mit dieser vorgegangen, der gewaltige Unterschied, der zwischen dem Auftreten derselben im Jahre 1866 und dann im Jahre 1870 und 1871 liegt, sind sein Werk. Darum ist's ihm nicht übel zu nehmen, wenn er, wenn von den Heißspornen der Rechten immer und immer wieder an diesem Werk gerüttelt wird, darum manchmal etwas heftig replicirt und unmuthig die Hand an den Säbelgriff legt. — Der Finanzminister, Herr von Berr, ist noch nicht lange in seinem Amte, hat sich aber in allem, was er bisher geleistet, demselben vollkommen gewachsen gezeigt. Eine streng rechtliche Natur, faßt er die Finanzverwaltung eines Staates von einem etwas weitschauendern, als dem meist bei uns gewohnten bureaukratischen Standpunkt auf. Sein äußeres Auftreten ist bürgerlich schlicht und einfach. — Nun erübrigt nur noch, da wir keinen eigenen Handelsminister mehr haben (Handel und Verkehr ressortirt vom Ministerium des Auswärtigen), das Bild des Ministers für Kirchen- und Schulangelegenheiten, des Herrn Dr. von Luz. Sein Name ist in der jüngsten Zeit der am meisten genannte gewesen, er ist der „bestgehaßte“ unter den bayerischen Ministern. Der Tag, an dem er den Ultramontanen fallen würde, wäre für diese ein Sieges- und Ehrentag.

Herr v. Luz hat jedenfalls die Bedeutung des kirchenpolitischen Zeitkampfes gerade für Baiern am tiefsten erfaßt, mehr als einmal — wir erinnern nur an seine Beantwortung der sog. Herz'schen Interpellation — dies auch in wahrhaft glänzenden Reden bezeugt, aber zu einem energischen Handeln den immer fecker vordringenden Anmaßungen der Bischöfe gegenüber, zu einer entschiedenen Position der bairischen Regierung in diesem Weltconflikt hat er es nie gebracht: die Ultramontanen zeihen ihn des unberechtigten Hasses, und die Liberalen thatloser Lauheit. Gleich wenig gut wie die „Neukatholiken“ sind die „Altkatholiken“ auf den Cultusminister zu sprechen, denn so schöne Worte sie von ihm auch zu hören bekommen haben, so wenig thatsächliche Unterstützung haben sie noch von ihm erlangen können, und war es doch auch die Regierung vor allem, die sich beim letzten Budget der Einreihung der altkatholischen Geistlichen in die Zahl der mit Staatszuschüssen zu bedenkenden widersetzte. Herr von Luz ist eine kleine untersetzte Persönlichkeit und hat sich, vielleicht um sein Aussehen für den letzten Kampf, den er mit dieser Kammer zu bestehen hat, martialischer zu machen, seit neuester Zeit einen kühnen Vollbart zugelegt. —

Hart neben dem Fauteuil des Cultusministers erheben sich die Sitze seiner Gegner; zwei der erbittertsten derselben, der Advocat Schüttlinger und der

Deggendorfer Pfarrer Pfahler, befinden sich sogar in seiner allernächsten Nähe. Ersterer, ein rothes erhitztes Gesicht zeigend, ist der Poltron der Rechten, mit unangenehmer Stimme bei jeder Gelegenheit seine Tiraden von den ausgebrochenen „Perlen“ der bairischen Krone und dergl. loslassend, rückhaltlos seine Reichsfeindlichkeit bezeugend. Würdig secundirt ihm Herr Pfahler, der niederbairische Bauer im Priesterrock. Man sieht ihm an, wie auch seinem, weiter aufwärtsitzenden Waffenbruder Laver Freihern von Hasenbrädl, daß in den beiden das Zeug zu rechten Demagogen steckt, wie sie einst in den flandrischen Städten das Volk bewegt haben, „das arme, gedrückte, in seinen heiligen Rechten gekränkte Volk“ ist der stete Wiederhall aller Reden dieser Herren. An den streitbaren Priester von Deggendorf schließt sich der stattliche Hausen seiner Amtsgenossen an, dormalen 14 an der Zahl. Sie gehören mit wenigen Ausnahmen der weniger radikalen Richtung ihrer Partei an, nur der Passauer Professor Dindorfer, der Dekan Rufwurm und das enfant terrible, der Ebermannstädter Pfarrer Mahr, treten neben dem schon genannten Pfahler in die erste Kampflinie ein. Am häufigsten von den drei genannten spricht Rufwurm, dem seine dankbaren Wähler nach jeder Land- und Reichstagsperiode fast eine neue goldene Uhr verehren. Er ist offenbar in die Nachfolge des obengenannten Greil eingetreten, indem er wenigstens gleich diesem möglichst retrograde Anschauungen im Staatswesen auskramt und zur Geltung bringen will. Wenn Ehren-Mahr spricht, geht schon im Voraus allgemeine Heiterkeit durch das Haus, denn es ist meist eine große Hanswurfstade, die er aufführt. Den Grundton seiner Reden bilden stets seine nie endenden Konflikte mit dem Staatsanwalt, über deren letzten nachzudenken ihm gleich nach Schluß des Landtags im Zellengefängniß von Nürnberg 10 Monate Zeit gegeben sein wird.

Mit **Heft 14** beginnt diese Zeitschrift das II. Quartal ihres 34. Jahrgangs, welches durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen ist. Preis pro Quartal 7 Mark 50 Pfennige.

Privatpersonen, gesellige Vereine, Lesegesellschaften, Kaffeehäuser und Conditoreien werden um gefällige Berücksichtigung derselben freundlichst gebeten.

Leipzig, im März 1875.

Die Verlagsbehandlung.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hans Blum in Leipzig.
Verlag von F. L. Gerdig in Leipzig. — Druck von Gützel & Herrmann in Leipzig.